

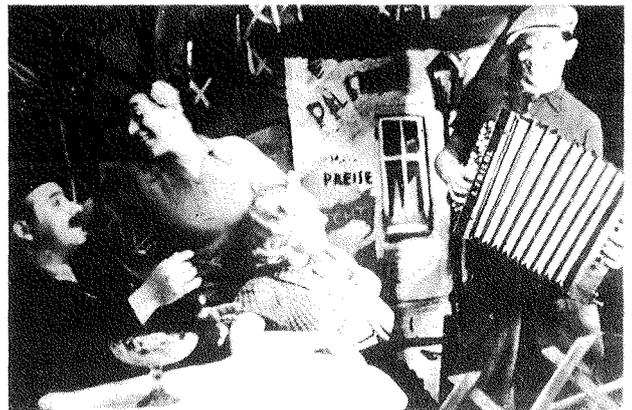
Herbert Staud

**„... MIR WER'N S' SCHON
DEMORALISIEREN“
ÖSTERREICHER UND PREUSSEN**

In einigen Glossen über „Zeit und Zeitgenossen“ berichtet Alfred Polgar über Stefan Zweigs Vortrag „Vienne d'hier“ im „Théâtre Marigny“, in dem Zweig vor einem mit ihm sympathisierenden Publikum das Bild des untergegangenen weltfreundlichen, lebensfrohen, sinnlichen, musikalischen, theaternärrischen Wiens malte. Polgars Glosse endet mit der Feststellung: „Die französische Hörerschaft unterbrach Zweigs Lob auf Wien oft mit Beifall, an dem sich natürlich auch die anwesenden Wiener trotz aller Wehmut, die der nekrologische Charakter dieses Lobs in ihnen wachrief, beteiligten. Wunsch und Hoffnung, ein Wien von morgen betreffend, enthielt sich Zweig auszusprechen. Klugerweise. Gott, anders als der Teufel, kommt nicht, wenn man ihn an die Wand malt.“¹ Der Teufel war zwei Jahre vor der Niederschrift dieser resignativen Worte in Wien erschienen, und für Polgar war der eigentümliche Charakter Wiens „seit dem (durch Selbstmord erleichterten) Mord an Wien“ ausgelöscht: „Viele glauben, hoffen, daß Wien – kommt Zeit, kommt Wunder – wieder einmal Wien sein wird. Vielleicht mag es einer näheren oder ferneren Zukunft gelingen, den Rahmen des Bildes auf neuen Glanz herzurichten. Das Bild ist unwiederbringlich hin, der Zauber, den es wirkte, der Reiz, mit dem es anzog und festhielt, lebt nur noch in der Erinnerung.“² Trotz dieser oben gestellten Diagnose erinnert Polgar noch im selben Aufsatz selber an die „unnachahmliche Geisteshaltung“ und „unnachahmliche Art“ des Wieners, mit dem Leben umzugehen, wobei er in einigen Punkten als Gegensatz die „leibhaftigen Preußen“ anführt.

Etwa zur selben Zeit, als Zweig, Polgar und andere das alte Wien versinken sehen, sucht man in ebendiesem von den Nationalsozialisten okkupierten Wien an seiner Eigenart festzuhalten: Das „Wiener Werkel“ zeigt „Das chinesische Wunder. Ein Spiel um den Chinesen, der net untergeht“. Der „Anschluß“ Österreichs an Hitlerdeutschland wird als Einmarsch der Japaner in China aufgeführt, unverkennbar ist die preußische Zackigkeit der Japaner, die durch die österreichische Beamtenmentalität der Chinesen aufgeweicht wird:

- Pief-Keh: Von nun an wird hier richtig gearbeitet werden.
- Po Ma-li: Also wenn ich mir eine unwürdige Bemerkung erlauben dürfte: Da werden S' resignieren! Diesbezüglich ham mir Chinesen a phantastische Tradition. Aber da kommt er ja schon, der Herr Hofrat! ...
- Pe Cha-Tschek: ... Aber bitte, Hochzuverehrender, stehen S' doch nicht so entschlossen herum! Nehmen S' endlich Platz, jetzt seid's ja schon da, jetzt brauch't's ja nimmer so große Eile. ... Schauen S' Hochgeborener, die Pflicht, die rennt Ihnen ja net davon, und ich auch nicht, ich bin ja rein mongolischer Abstammung! ...³



Aus „Pratermärchen“ von Rudolf Weys, *Literatur am Naschmarkt*, 1936

Natürlich ist dieses Spiel im besetzten Land problematisch. Einerseits beharrt es auf einer – historischen wie kulturellen – Eigenart Österreichs und hat für das österreichische – in dem Fall genauer Wiener – Publikum, das nicht mit dem Nationalsozialismus sympathisiert, identitätsstiftende Wirkung. Andererseits konnte sich doch auch der völkische Beobachter dieser Szenen über die österreichischen Schlappschwänze lustig machen und meinen, hier karikiere sich der Österreicher, der die Zeichen der Zeit noch nicht erkannt habe, den man aber schon noch auf Vordermann bringen werde, selbst. Bezeichnend daher, daß der „Werkel“-Leiter PG Adolf Müller-Reitzner das Stück am Tag des Kriegsausbruchs absetzte.⁴

Eindeutiger konnte der Gegensatz Wiener – Preuße im Exil herausgearbeitet werden. Unmißverständlich fragt Bockerer seinen Tarockpartner Hatzinger, der aus Opportunitätsgründen nicht unbedingt mit dem seinen sozialdemokratischen Prinzipien treu gebliebenen Eisenbahner Hermann gesehen werden möchte, was dieser denn eigentlich sei: „A Verbrecher? A Preuß? Oder a Weaner?“⁵ Die Antwort Hatzingers „Das letztere“ implizierte automatisch einen Freispruch vom Vorwurf des Verbrechertums, und der arme Hatzinger schob damit gleichzeitig völlig wider seinen Willen den Preußen die Verbrecherrolle zu.

Die Beschäftigung mit dem typischen Wienertum hatte für die Kleinkunst seit Beginn ihrer Spielzeit Tradition. Dabei ergab sich jedoch eine große Bandbreite. Angefangen mit der Standardnummer der „Literatur am Naschmarkt“: „Schale Nußgold oder Die Kellnerprüfung“ (1934), 150mal gespielt, glossierte sie die Bräuche rund ums Wiener Kaffeehaus und machte sich über die österreichische Kulturmission lustig: „Wiener Kaffee über alles, wenn er nur will!“⁶ Auch in dieser Nummer wird, wie so oft, auf die sprachlichen Differenzen zwischen Wien und Preußen hingewiesen. Ein Professor prüft angehende Bedienungskräfte über die Wiener Kaffeehausitten.

- Prüfer: Paß auf: wann ein Herr bestellt: „Einmal Sahne!“ Was denkst da da sofort?
- Schurl: Daß der Herr a Preuß ist, Herr Professor. Eine „Sahne“ is nämlich in Wahrheit immer „ein Schlag“, äußerstenfalls ein „Obers“.
- Prüfer: Sehr gut. Was kann der Herr zum „Wiener Frühstück“ haben??

Hier soll aber nichts über preußischen Charakter gesagt werden, sondern eher über Wienerische Sprachskurrilitäten geschmunzelt werden. Daß „zwischen Moabit und Hernalts“ jedoch nicht nur Unterschiede sondern auch Barrieren existieren, daß Sprache und vor allem die dahinter steckenden Inhalte Verständigung unmöglich machen, zeigt der „Langenscheidt für Schriftdeutschland“, der von der „Kulturstelle“ der „Literatur am Naschmarkt“ herausgegeben wird. Ein Wiener, Besucher der Berliner Olympiade 1936, ist in Berlin auf der Suche nach einem „Tschoch“ (kleines Lokal):

Wiener: Owa wenn i net bald a Auskunft kriag, wir i grantig.

Berliner (völlig verständnislos): „Kriag –? Wiri –?“ (Blätter.) „Wiri –?“ (Findet.) „Viribus unitis, mit vereinten Kräften!“ Ach so? Krieg mit vaienten Kräften? Schulter an Schulter?!

Wiener: ... Owa i hab mas ja glei denkt, daß die Wörterbüacheln für de Katz san. (Steckt seinen Langenscheidt erbittert ein.) Weil: zwischen Wien und Preußen gibts eben ka Verständigung!!!

(Vorhang.)⁹

Diese Szene wurde, natürlich mit modifiziertem Schluß, auch in zwei „Werkel“-Programme aufgenommen, 1944 allerdings vom „Reichspropagandaamt“ verboten.⁹

Diese Szene, entstanden 1936, zeigt trotz ihrer Kürze und vordergründigen Beschränkung auf die Sprachebene anhand des Wieners etliche Züge, die ihm nicht nur die Verständigung verunmöglichen, sondern die später für den antinationalsozialistischen Widerstand fruchtbar werden sollten. Das Wichtigste ist dem Wiener auch im Berlin der Olympiade mit all ihrer NS-Propaganda ein gemütliches Beisil, wo er ein anständiges Beinflisch essen kann. Mit Ausdrücken wie „bodenständig“, „blutgebunden“ u. ä. kann er nichts anfangen, weniger aus Verständnisschwierigkeiten, sondern weil er am Gürtel daheim ist, und „Blubo am Gürtel“ ist lächerlich. So lächerlich wie ein Wiener, der die NS-Parolen ernst nimmt und wahrhaftig glaubt, die preußischen Manieren kopieren zu müssen. Resultat: das negative Abbild eines Wieners:

Um sechs Uhr is Wecken; da gibts kane Schmäh,
Mei Töchterl, die Mitzi, spielt heut „U. v. D.“
Mit der Muatter zusamm bringts die Familie in Schmiß,
Weil d' Alte is ja seit je unser Spieß.
In die Schul marschirt dann die Kinderbagage,
Dort gibts Holländerruabn als Feldkuchlmenage.
So geht alles recht zackig und aus dem f. f.
Auf d' Nacht hör ma Rundfunk und spieln „K. d. F.“
Ja, wann i daham amal durchgreif als wia –,
Dann sollts alle sehgn wiari organisier!¹⁰

Der Berlinbesucher ist also auf sein leibliches Wohl fixiert, sieht über seinen ihm eigenen Bereich kaum hinaus, will nichts Neues kennenlernen, nicht einmal ein paar Berliner Ausdrücke, sondern wirft sofort das Handtuch. Es ist im wesentlichen jener Typ, der später, als die „Berliner Wien besuchen“, gegen die Preußen mobilisiert wird:



Joseph Otto Flatter

(Erste Szene, Herr und Frau Kampel in Wiener Bürgerstube)

Frau Kampel (singt gedankenlos vor sich hin): „Nur am Rhein, da möcht ich leben, nur am Rhein geboren sein...“

Kampel: In dein Alter hört ma kane Soldaten singen. Am Rhein –! Die Donau is auch a ganz a schöner Geburtsfluß. Was is denn mit'n Essen? Wo bleibt denn der Bua?

Frau: Der Bua is beim Heimabend der Ha-Jott.

Kampel: Phhhh! Ha-Jott! Was des wieder für preußische Sachen sein! Jott! Zu meiner Zeit hat ma „Je“ g'sagt!

Frau: Dir is aber wirklich gar nix recht. Jeder is freudig gestimmt, das Glück leuchtet aus aller Augen ---

Kampel: Erzähl ma kane Leitartikel, i hab an Hunger. Was gibts denn heute zum Nachtmahl?

Frau: Fischfilet mit Kartoffelsalat.

Kampel: Aha! „Eßt Nordseefisch!“ Lauter so preußische Sachen!
etc. etc.¹¹

Man fühlt sich beim Lesen dieser Szene wohl sofort an den „Bockerer“ erinnert. Verblüffend vor allem die Übereinstimmung in der Figurenkonstellation, in erster Linie die Funktion der beiden Frauen.

Natürlich haben Becher/Preses ihren „Bockerer“ differenzierter gestaltet, ihn mit Witz, mit Prinzipien, teilweise sogar mit Reflexion ausgestattet. Dennoch gibt es un-leugbar Gemeinsamkeiten zwischen all den Wiener Typen, die die Kleinkunst aufmarschieren läßt. Letztlich handelt es sich um den Wiener Kleinbürger, der an seinen Gewohnheiten festhält, biedermeierliches Ge-habe an den Tag legt und sich für Politik nicht interessiert, sich erst aufregt, wenn die Außenwelt in seine vier Wände eindringt.

Vor dem Einmarsch der Nationalsozialisten sind diese wienerischen resp. österreichischen Eigenschaften zum Teil ebenfalls vom Kabarett aufgegriffen worden. Allerdings oft unter umgekehrten Vorzeichen. Die Maxime „leben und leben lassen“ mußte damals den Widerstand gegen die Nazis schwächen,¹² ebenso wie der eingeschränkte Blickwinkel auf die Probleme unmittelbarer Art. So wurde in einer Kritik des „Morgen“ das Programm

„1913“, das 1937 in der „Literatur am Naschmarkt“ aufgeführt wurde, als „Parallele zu unseren Tagen“¹³ verstanden. 1913 unterhalten sich zwei Bürger über das Balkanproblem, bis der 2. Bürger die Zeitung, in der er während des Gesprächs geblättert hat, weglegt: „Aber weißt, was mi *wirklich* gift – –?!“

1. Bürger (noch hinter der Zeitung): Hm – – ?

2. Bürger: *Daß den N-Wagen neu instradieren!*¹⁴

„Der Österreicher wollte, dies vor allem, ‚seine Ruhe haben‘ und ließ deshalb in logischer Ergänzung auch die anderen gern in Ruhe. Eine Folge dieser quietistischen Haltung war es, daß er das Ungewohnte mit Mißtrauen betrachtete und daß ihn das Neue zum Widerstand reizte, auch wenn es das Bessere war.“ So Polgar in seinem „Nachruf“ „Der Österreicher“, der zuerst unter dem Titel „Der Unterschied (Zum Thema Österreich)“ erschien.¹⁵ Angesichts der NS-Barbarei wurde die Ablehnung des Neuen, selbst wenn es einen Fortschritt bedeutete, zu einem Moment des Widerstands. Bemerkenswert ist, daß die Polgarsche Beobachtung keinerlei Berücksichtigung in Ernst Fischers Betrachtungen über „Einige Grundzüge des österreichischen Volkscharakters“ gefunden hat.¹⁶ Hofmannsthal hat den Österreicher während des Ersten Weltkriegs kritisiert, weil er mit seinen negativen Eigenschaften den Kriegserfolg hemme. Die negativen Züge schauten für ihn so aus: „Trägheit der Seele, dumpfe Gedankenlosigkeit, die geringe Schärfe des Pflichtgefühls, die Flucht aus dem Widrigen in die Zerstreuung, nicht Schlechtigkeit zumeist, aber ein schlimmeres, verhaßteres Übel, einer schweren dumpfen Leiblichkeit entsprungen“.¹⁷ Das „Wiener Werkel“ hat seinen „Wiener“ sehr oft tatsächlich so gezeichnet; die zuständigen NS-Stellen waren daher wirklich oft der Meinung, im „Werkel“ trete der Kleinbürger, der die „nationalsozialistische Revolution“ noch immer nicht verstanden hat, auf. Der antifaschistisch eingestellte Teil des Publikums konnte dieser von den Nazis als Karikatur verstandenen Figur einiges abgewinnen. Es ergab sich also eine doppelte Lesart dieser Szenen. Und wie weit die Nazis selbst geglaubt haben, auch an diesem Wiener Querulanten zerbrochen zu sein, zeigt die Tagebucheintragung von Joseph Goebbels vom 9. April 1945 zur Situation in Österreich:

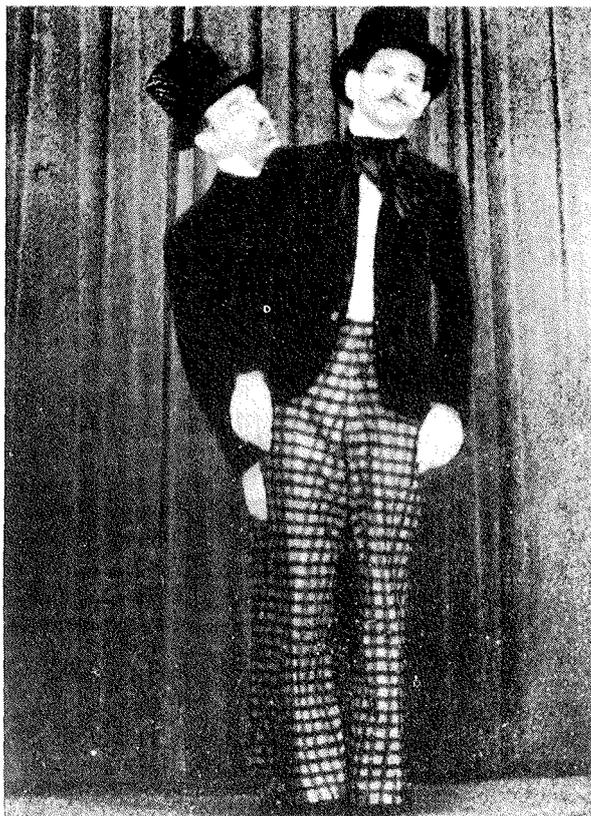
„Die Wiener Vorstädte haben zum großen Teil die Waffen zugunsten der Roten Armee erhoben, wodurch natürlich in Wien ziemlich desolate Zustände entstanden sind. Das haben wir von dem sogenannten Wiener Humor, der bei uns in Presse und Rundfunk sehr gegen meinen Willen immer verniedlicht und verherrlicht worden ist.“¹⁸

Trotz der gigantischen, deutschen Siege überlegen Himmler, Göring und Heß einmal, wohin sie eventuell flüchten werden, falls der Krieg doch schief gehen sollte.

Nur Hitler sitzt uninteressiert dabei, als ob ihn das ganze Gespräch nichts angehe.

„Na und du, Adolf?“ fragt Göring, „hast du nicht auch für alle Fälle einen Unterschlupf vorbereitet?“

„Ich? – Wozu?“ staunt Hitler, „mir passiert bestimmt nichts, ich bin doch ein Oesterreicher!“ *



Raunzer und Optimist im „Wiener Werkel“

Anmerkungen

- 1 Alfred Polgar, Zeit und Zeitgenossen, in: La libre Autriche, 1 (1), Mai 1945; zitiert aus: ders., Kleine Schriften, Bd. 1, S. 200
- 2 ders., Ein Gedenktag, in: Das Neue Tage-Buch, VIII (40), 30. 9. 1940; zit. aus: ebenda, S. 189f.
- 3 in: Rudolf Weys, Wien bleibt Wien, Wien 1974, S. 121
- 4 Rudolf Weys, Cabaret und Kabarett in Wien, Wien-München 1970, S. 68
- 5 Ulrich Becher, Peter Preses, Der Bockerer, Reinbek bei Hamburg 1981, S. 41
- 6 in: Rudolf Weys, Literatur – am Naschmarkt, Wien 1947, S. 23
- 7 Ebenda, S. 22
- 8 Ebenda, S. 31ff.
- 9 Ebenda, S. 30
- 10 Ebenda, S. 156
- 11 Weys, Cabaret, S. 68
- 12 Vgl. „Vom Nazi, das niesen hat gewollt“, in: Hans Weigel, Gerichtstag vor 49 Leuten. Rückblick auf das Kabarett der dreißiger Jahre, Graz-Wien-Köln 1981, S. 48ff.
- 13 Weys, Literatur, S. 68
- 14 Ebenda, S. 70
- 15 Erstveröffentlichung in: Austro American Tribune, III (1), August 1944; in Polgar, Kleine Schriften, S. 205–209
- 16 Vgl. Ernst Fischer, Die Entstehung des österreichischen Volkscharakters, Wien 1945
- 17 Hugo von Hofmannsthal, Worte zum Gedächtnis des Prinzen Eugen, Dezember 1914, in: Gesammelte Werke, Reden und Aufsätze 2 (1914–1924), Frankfurt 1979
- 18 Joseph Goebbels, Tagebücher, S. 444

Zwischen 1938 und 1945 schrieb Karl-Hans Heinz einen Zyklus von etwa zwanzig Gedichten, die sich zum Teil in satirischer Form gegen Nationalsozialismus und Krieg wandten. Heinz, geboren 1907, war vor 1934 Mitarbeiter der Arbeiter-Zeitung und Referent für die Sozialistische Bildungszentrale, nach 1934 Mitglied der KPÖ und Geschäftsführer des von Ernst Karl Winter betriebenen Gsur Verlages. 1938 wird er, gelernter Diplomkaufmann, Betriebsprüfer für das Reichsfinanzministerium und setzt – u. a. in Verbindung mit Laurenz Genner – seine Widerstandstätigkeit fort.

Die Gedichte hat er zuerst auf winzige Zettelchen geschrieben in seiner Wohnung aufbewahrt, später einem Freund übergeben, der sie bis nach Kriegsende versteckt hielt. Sie sind bisher unveröffentlicht und zeugen von einer Literatur der „inneren Emigration“, des Widerstandes im Inneren des nationalsozialistischen Machtbereichs, die bis heute kaum bekannt geworden ist.

„Der Uniformprotz“ greift in geradezu klassischer Weise den Faschismus satirisch an: in der Inkongruenz zwischen der schlichten menschlichen Wahrheit und der mit Phrase, Uniform, Ornament bewerkstelligten Selbstüberhebung. Die Requisiten sind ungeachtet ihrer individuellen Träger austauschbar, sie führen ein selbständiges Leben. „Der Musterungsdoktor“ arbeitet mit dem schon bei Erich Maria Remarque satirisch ausgenützten Kontrast zwischen „Front“ und „Etappe“, den Übereifer derjenigen bloßstellend, die im Nachschub für die fortlaufende Ergänzung des Menschenmaterials zu sorgen haben; zugleich wird angedeutet, wie die Irrationalität des Eroberungskrieges die Rationalität auch auf dem Gebiet der Medizin außer Kraft setzt.

DER MUSTERUNGSDOKTOR

Für ihn ist jede Krankheit Schwindel,
ja, selbst ein kläglich Menschenbündel,
das fast schon reif ist für das Grab,
setzt er fürs Militär in Trab.

Die Medizin ist für ihn Plunder,
er wirkt erst ohne sie manch Wunder.
Sein höchster Ehrgeiz dahin geht,
daß jeder taugt, solange er steht.

Nach seinen Musterungsbefunden
müßt selbst ein Sterbender gesunden.
Nur schade, daß sichs am Papier
viel leichter lebt als Musketier.

Ging es nach diesem Afterrecken,
er würde selbst die Toten wecken.
Ich weiß, daß er durch dies Attest
am Jüngsten Tag Posaune bläst.

DER UNIFORMPROTZ

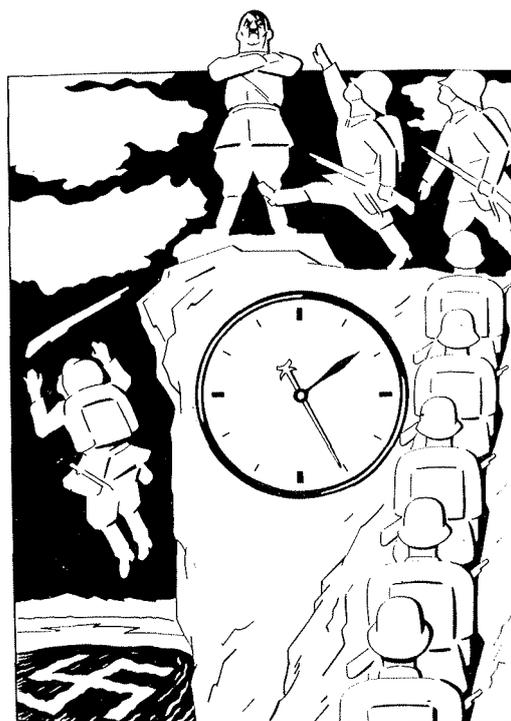
Es grenzt schon fast ans Unfaßbare,
wie Gottes simple Menschenware
durch buntes Tuch besonderer Wahl
verwandelt wird zum General.

Bedeckt nach Menschenmaß und -größe
die Uniform erst jede Blöße
von solchem Zivilistenschreck –
ist alles Menschliche auch weg.

Und doch verleiht das Wehrgehänge
dem Mann erst wirkliches Gepränge.
Sein Anblick wird ganz fürchterlich,
für ihn gilt jetzt nur: Ich, Ich, Ich.

Nimmt er mal ab die Großparade
als Ritter ohne Furcht und Gnade,
so fühlt er sich, das ist kein Spott,
den Wolken nah und selbst als Gott.

Vergeblich wäre solche Pose,
stünd er in luftger Badehose.
's liegt alles an der Uniform.
Ihr Wert ist Null – und doch enorm.



Joseph Otto Flatter